

(Nachdruck verboten.)

2]

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Hai.

Rosario flammte vor Zorn; ihre blitzenden Augen leuchteten wild auf; in der demütigen Raad, dem Arbeitstier, das an Schläge gewöhnt war, erwachte die freie Tochter der Huerta, die seit ihrer Geburt das Gewehr hinter der Tür hängen sieht und an Festtagen den Geruch des Pulvers mit Behagen einatmet.

Rosarios Neugier war erwacht. Nachdem sie von der Vergangenheit gesprochen, erkundigte sie sich nach allen, die sie in der Heimat gekannt, und fragte schließlich Pepeta nach ihrem eigenen Leben. „Die Aermste! Man sah wohl, daß sie nicht glücklich war.“ Obwohl noch jung, verriet sich ihr Alter doch nur in ihren großen, hellen Augen mit dem jungfräulich unschuldsvollen und schüchternen Glanz. Ihr Körper war ein wahres Skelett; und in ihren blonden Haaren, die die zarte Farbe des Mais aufwies, zeigten sich schon jetzt, vor dem dreißigsten Jahre, die weißen Fäden strähnenweise. „Wie behandelte Pimento sie denn? War er noch immer so trunksüchtig und arbeitscheu? Man konnte wohl sagen, daß sie selbst an ihrem Unglück schuld war, als sie sich gegen den Willen Aller verheiratete. Ein kräftiger Bursche, ja, das war er und es gab keinen, der in seiner Gegenwart nicht zitterte, wenn er mit den feinsten Burschen der Huerta Sonntag nachmittags Truque spielte, aber zu Hause mußte er ein schrecklicher Mensch sein.“

Plötzlich ließ sich eine laute Stimme auf der Treppe vernehmen:

„Rosario, schnell die Milch!“

Rosario eilte die Treppe hinauf, nachdem sie die Milchfrau gebeten, manchmal in die Straße zu kommen und ihr Neues aus der Heimat zu erzählen. Die Glocke der Rocha klingelte noch über eine halbe Stunde in den Straßen von Valencia; dann endlich entschloß sich Pepeta, wieder in ihre Hütte zurückzukehren.

Die Bäuerin wanderte einsam und traurig dahin. Diese Begegnung hatte sie erregt; sie erinnerte sich, als wäre es gestern gewesen, an die entsetzliche Tragödie, die den Vater Barret und seine ganze Familie vernichtet hatte. Seit jener Zeit lagen die Acker, die die Vorfahren des einst wohlhabenden, später verarmten Bauern über ein Jahrhundert bebaut hatten, brach am Rande der Landstraße. Das unbewohnte Haus verfiel nach und nach, denn es fehlte an einer mitleidigen Hand, die das Dach ausbesserte oder in die Spalten der Mauern etwas Mörtel schmierte. Da man nun schon seit zehn Jahren an dieser Ruine vorüberging, so achteten die Leute nicht mehr darauf, und auch Pepeta hatte aufgehört, nach der alten Baracke zu blicken. Es interessierte sie nicht mehr, wenn die Zungen, die den väterlichen Haß geerbt, durch die Messeln der unbauten Felder krochen, um die leere Baracke mit Steinen zu bewerkeln, breite Breschen in die verschlossene Tür zu legen oder den unter dem verfallenen Spalier angelegten Brunnen mit Erde oder Kiesel auszufüllen.

An diesem Morgen jedoch wandte Pepeta, noch ganz im Banne der Bewegung, die Augen nach der Ruine und blieb stehen, um sie sich genauer anzusehen.

Die Felder des Vater Barret oder, genauer gesprochen, die des verhassten Don Salvador, und seiner verdamnten Erben bildeten inmitten der so fruchtbaren, so gut bebauten, so heiter lächelnden Huerta mit ihren roten Furchen, in denen sich die Gemüßpflanzen gradlinig hinzogen, mit ihren kleinen Bäumen, deren Laubwerk im Herbst die durchsichtige Farbe des Gerstenzuckers angenommen, eine Dase des Glends und der Verzweiflung. Der Grund und Boden war hart geworden, und aus seinen unfruchtbaren Eingeweiden waren alle möglichen Scharroherpflanzen und alles Unkraut entsprossen. Ein verkrüppelter, häßlicher Zwergholz zeigte überall seine seltsame grüne Farbe, nur stellenweise von vereinzelten, geheimnisvollen Blumen unterbrochen, wie sie nur in Ruinen und auf Kirchhöfen wachsen. In diesem Gestrüpp

hauste eine sich läppig mehrende Fülle von ekelhaften Tieren, die durch die Sicherheit des Ortes fest geworden, sich auf die umliegenden Acker verteilten: grüne Eidechsen mit runzeligem Rücken, Kröten, deren Panzer metallische Reflexe aufwies, Spinnen mit kurzen behaarten Beinen, Mattern und Schlangen, die nach den benachbarten Kanälen entflohen. Sie lebten da, ohne daß man sich um sie kümmerte, bildeten gleichsam einen besonderen Staat und verschlangen sich gegenseitig, und obwohl sie an der Kultur nicht wenig Schaden anrichteten, so schonte man sie doch, und hegte sogar eine gewisse Verehrung für sie: denn die sieben Plagen Ägyptens erschienen den Leuten der Huerta nur gering, wenn es sich um diese von Gott verfluchten Acker handelte. Barrets Felder sollten eben nie mehr den Menschen gehören. Möchten die ekelhaften Tiere hier hausen; je mehr, desto besser.

Im Mittelpunkte dieses verfluchten Gebietes, das sich wie ein Schmutzfleck von einem Königsmantel aus Smaragdgrünem Samt abhob, stand oder verfiel vielmehr die Hütte mit ihrer zeretzten Strohhaut, die durch die von Wind und Regen hineingerissenen Löcher ihr wurmstichiges Holzgerippe zeigte. Die von den Wässern angefressenen Mauern ließen ihre Lehmziegel sehen, und nur leichte weißliche Flecke erinnerten hier und da an den Mörtel, der früher dort geessen hatte. Die Tür war unten zerbrochen, von den Mäulen angenagt und bis zum oberen Teile gespalten. Die zwei oder drei Fenster, die der Wind peitschte und die schon vollständig verbogen waren, hingen nur an einer einzigen Angel und drohten jeden Augenblick herabzufallen, sobald er einmal etwas stärker wehte.

Der Anblick dieser Ruine trübte die Seele, schnürte das Herz zusammen und flößte düstere Gedanken ein. Man hatte das Gefühl, bei Anbruch der Nacht müßten Gespenster aus dieser einsamen Hütte aufstehen, Schreie von Ermordeten sich hören lassen, und dieses ganze Gestrüpp wäre ein Wahr-tuch, das gräßliche Zeichen zu Hunderten bedeckte. Selbst die Vögel flohen diese Todesfelder, entweder aus Furcht vor den Tieren, die unter dem Unkraut wimmelten, oder weil sie an diesem Orte ein Unglück witterten. Wenn einmal etwas über das zerspatene Dach flatterte, so war das sicher ein Unglücks-vogel mit schwarzem Trauergefieder, der, sobald er sich bewegte, das fröhliche Gezwitz auf den Bäumen und das lustige Piepen zum Schweigen brachte. Und die Huerta verstummte, als gäbe es in einem Umkreise von einer halben Meile keine Sperlinge.

Gerade als Pepeta sich anschickte, ihren Weg nach ihrem Gäuschen fortzusetzen, das in einiger Entfernung zwischen den Bäumen aufsuchte, mußte sie noch einige Minuten unbeweglich am Rande der Landstraße stehen bleiben, um einen beladenen Wagen vorüberzulassen, der klappernd weiterfuhr, und der aus der Stadt zu kommen schien.

Sobald sie diesen Wagen erblickt hatte, erwachte ihre weibliche Neugier.

Es war ein armseliger Bauernwagen, von einem alten, knöchigen Pferde gezogen; an schwierigen Stellen half ein hochgewachsener Mann, der links vom Tiere ging, und trieb es mit Schreien und Peitschenknallen an. Dieser Mann war wie ein Bauer gekleidet, doch seine Art, wie er das Tuch um den Kopf gebunden hatte, seine Samthose und mehrere andere Einzelheiten seiner Kleidung verrieten, daß er nicht aus der Huerta war, wo man sich allmählich nach dem Stadtgeschmack gerichtet hatte. Es war ein Bauer aus irgend einem fernen Dorfe, vielleicht sogar aus dem tiefsten Grunde der Provinz.

Auf dem Karren lagen, zu einer Pyramide zusammengebaut, allerlei Wirtschaftsgegenstände. Eine ganze Familie wanderte hier aus. Zeretzte Matrasen, mit Maisstroh gestopfte Beisäcke, Strohsühle, Dosen, Kessel, Körbe, grünangefirichene Gestelle, das alles lag wirr durcheinander auf dem Wagen, es war schmutzig, abgemüht, ärmlich, roch förmlich nach Hunger und verzweifelter Noth, als hätte das Glend diese Familie fortgejagt und sich an ihre Fersen geheftet. Auf der Spitze des Hausens sah man drei kleine Kinder, die sich umschlangen hielten und mit groß aufgerissenen Augen wie Forscher, die eine Gegend zum ersten Mal besuchen, auf die Landschaft blickten

Zu Fuß hinter dem Wagen, als wollten sie aufpassen, ob auch nichts herabfiel, gingen eine Frau und ein junges Mädchen; die letztere war schlank, groß, wohlgebaut; die andere schien die Mutter zu sein. Neben dem Pferde auf der rechten Seite ging ein kleiner Junge von elf Jahren, der mit Hand anlegte, wenn der Wagen an irgend einer schlechten Stelle anhielt; seine ernste Miene verriet ein Kind, das gewöhnt, gegen das Elend zu kämpfen, in einem Alter, wo andere nur noch Spiele kennen, schon ein Mann ist. Ein kleiner schmutziger Hund mit heraushängender Zunge schloß den Zug.

Pepeta stützte sich auf den Hals ihrer Kuh und sah die armen Leute mit wachsender Neugier näherkommen. Wohin mochten sie wohl ziehen? Der Weg, den sie verfolgten, und der sich von Alboraya abzweigte, führte nirgends wohin und verlief sich in der Ferne, als wäre er von den zahlreichen Verzweigungen der Querspfade und Wege, die zu den Hütten führten, gleichsam erschöpft.

Doch ihre Neugier wurde plötzlich in ganz unerwarteter Weise befriedigt. „Heilige Jungfrau!“ Der Wagen verließ den Weg und fuhr über die kleine verfallene Brücke, die, von Baumstämmen und Lehm gebildet, zu den verfluchten Feldern führte; dann bog er in die Weiden des Vaters Varret ein und zerdrückte unter seinen Rädern das bisher allgemein geschonte Gestrüpp. Die ganze Familie begleitete ihn dorthin, und alle verrieten durch Bewegungen und Worte den Eindruck, den dieses Elend auf sie machte; trotzdem aber fuhren sie in gerader Richtung nach dem Hause weiter mit der Miene von Leuten, die von ihrem Eigentum Besitz ergreifen.

Pepeta wollte nichts weiter sehen, und fing nun wirklich an, nach Hause zu laufen; um schneller vorwärts zu kommen, ließ sie sogar die Kuh und das Kalb frei, die ruhig weiter wanderten, wie Geschöpfe, die sich nicht um menschliche Dinge kümmern und ihren sicheren Stall haben.

Pimento lag neben seiner Wohnung ausgestreckt, rauchte faul und blickte starr auf drei in der Erde siedende, mit Weim bestrichene Stäbchen, um die einige kleine Vögel flatterten. Das war eine recht vornehme Beschäftigung! Als er seine Frau mit blinkenden Augen und feuchender Brust kommen sah, änderte er seine Lage, um ihr bequemer zuzuhören, wobei er ihr jedoch riet, nicht zu nahe an die Stäbe heranzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hämmer dröhnen.

In diesen Tagen wurde den deutschen Arbeitern ein Buch*) auf den Tisch gelegt, das wegen seiner Eigenart als Glaubensbekenntnis und Weltanschauungsbuch verdient, sich Freunde zu erwerben.

Auf dem Umschlagblatte Constantin Remiers trotzig-straftige Arbeitergestalten, kraftstolz meißernd das schwere Werk. Und als Untertitel: Werbestimmen. Das alles deutet auf den Sinn der Dichtungen, die Franz Diederich in seinem neuen Buche zusammengestellt hat.

Im Hämmerdröhnen des harten Werktages klingen laut die Stimmen von einem neuen Werden. Und wer sie hört, fühlt neue Kampfkraft und neue Kampffreude.

Sozialistischer Geist lebt in den Rhythmen. Ueberall der Ausblick auf größte und letzte Ziele. Aber — ganz losgelöst von allen Schlagworten. Der Dichter fühlt, in ihnen liegt die Gefahr, daß sie, als Kunstmittel verwendet, Dichtungen leblos und blutarm erscheinen lassen, als nicht aus Tiefen geboren. Für den Tageskampf brauchen wir die Schlagworte. Aber Dichtung soll über den Tageskampf hinausheben. Diederichs Gedichte sind also nicht etwa in Verse gepreßte Leitartikel. Und trotzdem Tendenzdichtungen; nur ohne die unästhetische Nebenbedeutung.

Es kommt Diederich dadurch darauf an, sich und seine Welt zum Ausdruck zu bringen. Der Prozeß ist natürlich kein bewußter. Seine Weltanschauung wurzelt so tief, daß seine Dichtungen und Stimmungen notwendig den Inhalt seiner geschlossenen Persönlichkeit widerpiegeln.

Das Proletariat, das Klassenbewußte, hat den Beruf, der Schöpfer einer neuen Kultur zu sein. In Bausteinen fehlt es nicht; das Fundament ist festgelegt. Es gilt den Bau zu türmen, das Werk zu vollenden. Und dabei will der Dichter Mitarbeiter, Mitstreiter sein. Er sieht, daß überall Kräfte wirken, die nach Neuem ringen, und fühlt den Wurzelboden dieser Kräfte. Es ist ein sehr feiner Wink, daß das Wort Karl Heidecks

Den Chor der Massen hör' ich tönen
Von Palmen, die die Zukunft singt,
den Dichtungen als Geleitsspruch vorangeht.

*) Die Hämmer dröhnen. Werbestimmen. Von Franz Diederich, Dresden 1905. Verlag von Staden u. Comp. Preis 1 Mark.

Drohend und schwer lastet die Not der Zeit. Wer sich von ihr zu Boden drücken läßt, ist für das Werk der Zukunft verloren, das starke und frohe Menschen fordert. In dem Schwersten und Bittersten sind Kräfte verborgen, die vorwärts zwingen, allen Hindernissen zum Trotz.

Durch Dual und Qualm trotz alledem zum Glück . . .
Der Wunder größtes ist die Wirklichkeit.

Ein solches Bewußtsein, stärker zu sein als alle Dinge, die der Tag bringt, setzt gefestete Erkenntnis voraus. Das Unwiderstehliche und Unbezwingbare ist der Gedanke der Entwicklung:

Was Gestalt gewann, birgt Neugestalten.
Jedes Ziel will neue Ziele hissen.

Und dann ein zweites: Der Glaube an die große Zerteilung Natur und Kultur ist überbunden. Aus ihm erwächst Trennung, Nutzlosigkeit, Sich-ausgeschlossen-fühlen. Die geschlossene Einheit beider ist Voraussetzung für Zukunftsreue und Sicherheit des Sieges:

Es steigt ein großer schaffendes Geschlecht
Stark aus der Not, des großen Werks bewußt.

Der Dichter kennt die Tiefen und Bitternisse des Lebens. Not, qualvollstes Elend sah er auf seinen Wegen und verstand das Leid und die Schmerzen der Mühseligen und Beladenen.

Hoch auf den Bergen flammt das Sonnenrot,
Tief unten aber dunkelt schwer die Welt.

Aber kein Opfer, auch das schwerste nicht, wird vergebens gebracht. Niemand, auch der geringste nicht, leidet, kämpft, fällt vergebens.

Sturz und Tod sind Körnerfallen,
Saatenwurf zerfurchter Zeit.

Solche Erkenntnisse geben die Bürgschaft für den Sieg. Wenn er auch denen erst wird, die später kommen, uns trägt das Bewußtsein, ihn vorzubereiten.

Und aus solchen Erkenntnissen erwächst auch die richtige Wertung des Arbeitens und Schaffens. Dann ist die Arbeit und der endlose Kampf mit den Bitternissen des Alltags nicht mehr dumpfer Druck und hange Dual, sondern bewußte Mitarbeit an einem großen Werke, das Erlösung für alle bedeutet. Immer wieder betont der Dichter den hohen Wert des rastlosen, bewußten Schaffens

Aufwärts und vorwärts sich!

Darin liegt die heilige Kraft, die Menschenschicksal und Lebensgestaltung abelt. Und darum auch die hohe Wertung und die Ehrfurcht vor den Kommenden, vor dem Kinde, die so zart aus dem einen Sage der in dem Buche enthaltenen einen Prosaflitzer spricht:

Das Kind ist die Botschaft des neuen Lebens.

Philosophische Themen klingen an. Ganz leise. Nicht in dürre, abstrakte Begriffsschematik eingepreßt, sondern dichterisch erfährt und dichterisch gestaltet. Ein Versuch, alte Worte neu zu prägen, in dem Sinne, den Inhalt auszusprechen, den jene alten Worte durch den festen Glauben an eine neue Kultur erhalten.

Nur ein Beispiel:

Der Tod, der Leben löst, ist nur ein Schein,
Nur Hülle, die geheimnisvoll das Leben
Zu neuen Formen aus der Form erlöst
Und lichter kämpfend in das All verzweigt.

Da ist keine Spur von Verzagen und Resignation. Da spricht Schaffensfreude und unbändiger Lebensdrang, alles Einengende und allen schweren Damm von den Schultern zu schütteln, der tapfere Wille, bis zum Ende ein tapferer Lebenkämpfer zu sein.

Das Buch will langsam gelesen sein. Aber niemand wird ohne Gewinn von ihm gehen.

Die Dichtungen entstammen den Jahren 1889—1905. In ihnen spiegelt sich ein Stück Entwicklung wieder. Es wäre unmögl., Gruppen zu bilden. Trotzdem sind sie ein streng Einheitliches. Wie jede gesunde Entwicklung ein Sichsteigern, Wachsen und Reifen ist. Das gibt dem Buche Leben und Farbe.

Auch Anklänge an das, was man als soziale Lyrik bezeichnet hat. Die Wucht des Gedanklichen tritt zurück; die Dinge und Tatsachen sprechen. Und auch hier Strophen wie dröhnende Hammerschläge.

Eine Gliederung erhält das Buch durch Abteilungen, in denen kürzere Sprüche zusammengestellt sind. Man findet in ihnen sehr viel Nachdenkliches und Feingeistliches:

Nur die Größe gilt Dir wert,
Daß Dein Witz sie fasse?
Größe formt sich auf dem Herd
Der verlannten Masse.

Das Künstlerische der Dichtungen liegt in ihrem Ringen nach Anschaulichkeit. Das verleitet Diederich nicht, breit und langatmig zu werden. Man hat im Gegenteil nicht selten die Empfindung, als sei die Form für den Inhalt zu eng. Das wagt und zucht von Leidenschaftlichkeit. Oft veranlaßt ein einziges Wort ganze Gedankenfolgen. Neue Worte und neue Verbindungen lösen sich aus, weil das alte nicht genügt, wiederzugeben, was greifbar und lebendig klar werden will. Das ist reizvoll für den, der Interesse für die Psychologie des künstlerisch-dichterischen Gestaltens hat. Wer flüchtig über die Dichtungen hinweggleitet, dem geben sie wenig. Sie

fordern ein liebevolles Versenken. Und der ernstliche Dichter hat ein Recht, solche Forderungen zu stellen.

Franz Diederich hat zwei Gedichtbücher herausgegeben (Wortwörter Stimmungen und die weite Heide), die schon durch ihre Aufschriften verraten, daß sie (rein stofflich) andere Inhalte fassen. Die Hämmer dröhnen ist ein Kampfbuch; trotzdem erklingen auch in ihm die Saiten, die in jenen beiden Büchern zum Tönen kommen.

Ein feines, zartes Naturempfinden und Naturerfassen. Ein liebevolles Eindringen in heimliche, verformene Schönheit, die in prachtvollen Bildern gezeichnet ist:

Und tief im grauen Stammwald,
Der stille steht, ganz in ein Weltraumlauschen
Gebannt, blaut sanften Hauchs der Traum vom Himmel
Durch das Gedräng rothfarbener schmaler Stämme
Hinab auf niedres Moos, verschallen grün,
Das erdenstumm uralter Wurzelwelt
Geheimnis schließt. Und heimlich auch verrät.
Natur ist heimlich offenbar. Sie kennt
Nur dies Gesetz: Blüh' auf und nimm Dir Licht
Und gründe neues Blüh'n. . .

Franz Diederich schaut mit brennenden Augen in das Land der Zukunft. Er schafft sich nicht eine erdferne Traumwelt; Sinn und Herz nehmen die Dinge, die um uns sind und fühlen in ihnen die Verheißung für das werdende und Kommende, für das, was sich in tausend Keimen regt und streckt, um leuchtende Blüten zu zeitigen. Die Dinge, die der Tag nahe bringt, sind es, die sein Herz höher schlagen lassen in Sehnsucht und Kampffreude. Es sind die werdenden Menschen, die einzelnen und in der Gesamtheit der einzelne, auf deren Schreiten in die Zukunft hinein Blick und Herz des Dichters gerichtet sind. —

Fritz Döbel.

Kleines feuilleton.

a. s. Freunde. Je näher er dem Hauje kam, desto mehr zögerte er. Einige Male war er nahe daran, kehrt zu machen. Doch es mußte sein, er biß die Zähne zusammen und ging weiter. Was war es denn auch groß für den wohlhabenden Mann, ein Darlehen von zweihundert Mark? Jetzt stand er vor dem Eingang des hohen Haujes. Er stieg langsam die mit roten Läufern belegten Treppen hinauf, immer im Zweifel, ob der Weg nicht doch noch ein vergeblicher sein würde. Doch das konnte nicht sein. Sie waren ja schließlich Freunde oder doch, was man so nennt.

Im zweiten Stock machte er Halt vor einer Tür, über deren Klingelgriff ein gelbes Schild den Namen: Stord trug. Er gab sich einen Ruck, dann hob er den Griff. Nach einer Minute ward ihm geöffnet. Javohl, Herr Stord wäre zu Haus, doch er schlief, ob der Herr nicht vielleicht die Viertelstunde warten wolle.

Er trat in den Salon. Das Mädchen zog sich zurück. In nervöser Spannung ging er auf und ab. Der dicke Smyrna-Teppich fing den Hall der Tritte auf. Es war gut, daß Stord schlief, so gewann er doch noch einige Minuten Zeit. Er bemühte sich, seine Fassung, die ihn jetzt beinahe wieder verlassen hätte, wieder zu gewinnen. Er musterte die Einrichtung. Gediegen, aber sie zeugte von keinem besonderen Geschmack. Schwerfällig lag auf dem Tisch eine dicke, grüne Plüschdecke, am Rand eingefast mit breiten goldenen Arabesken, in starren Falten fiel sie auf den Teppich. An den Wänden Stiche von Landschaften aus der Schweiz und Tirol und dazwischen eine bunte Reproduktion der Toteninsel, die in einem breiten, mit gelben Stuhlblumen bedeckten Goldrahmen wie ein Oelbild ausah. Der Bibliotheksschrank mit seinem Krimstrans von Schnörkeln und Säulchen paradierte in einer Zimmerede und schien darauf hinzuweisen, daß in dieser Wohnung auch geistige Interessen vertreten würden. Auf einem Tischchen mit langen, mageren Füßen lag zur Verstreuung der Gäste eine Pracht-Ausgabe der „Coreley“ von Wolff und eine Mappe mit Photographien aus Freytags „Athen“.

Berndt blätterte in der „Coreley“, die süßlichen Bilder vermochten ihn nicht zu fesseln. Er schlug das Buch zu und trat in den Erker, der japanisch eingerichtet war. All diese Fächerchen, Kästchen, Bretchen, Laternchen, Tische, Stühle waren willkürlich und ohne Rücksicht darauf, wie sie zu einander stimmten, in einem Warenhause zusammengelaufen und ohne Geschmack in diesem engen Raum untergebracht. Er ging wieder auf und ab. Er legte sich zurecht, was er Stord zu sagen hatte. Weinahe hätte er laut gesprochen. Jetzt sah er sich in der langen Spiegelfläche zwischen Fenster und Erker in ganzer Figur. Er zupfte am Kragen und schob etwas den Schlips. An den unruhigen Augen und der nervösen Handbewegung bemerkte er klar seine Ungeduld und Erregung; er kam sich vor wie ein Kranker vor der Operation. Am liebsten hätte er den Hut genommen und wäre davongegangen.

Endlich hörte er eine Tür sich öffnen und schließen. Er stand wie angenagelt. Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg und die Kehle sich ihm zusammenzog. Da kam Stord, da stand er vor ihm, lächelnd, die Hände ihm entgegenhaltend, freudig erregt, wie die gerührten Theaterväter, wenn sie hören, daß sich eine Tochter verlobt hat. Stords glattes Schauspielergesicht spiegelte seine innerliche Freude: „Rein, wie nett, mein lieber Herr Berndt,

daß Sie sich endlich wieder sehen lassen! Aber, bitte,“ er drückte ihn förmlich in einen buntgepolsterten Sessel nieder. „Und daß sie auf mich warteten. Wie nett! Und dies alberne Mädchen! Daß es mich nicht weckte. Gott, diese Dienstmoten sind zu dumm. Nun, das werden Sie ja aus eigener Erfahrung wissen!“ Stord sah den Gast fragend an.

Berndt nickte höflich zustimmend. Er fühlte sich jetzt, wo er Stord gegenüberstand, unfähig, mit seiner Bitte zu kommen. Er kam auch gar nicht zur Besinnung, Stord redete unaufhörlich, brachte Zigarren, er zündete sich eine an, Berndt lehnte ab, er hätte jetzt nicht zu rauchen vermocht. Stord sprach von der letzten Premiere, da hätte man wieder gesehen, wie ein guter Schauspieler ein Stück durch seine Kunst vor radikalem Durchfall zu bewahren imstande, wie er sogar noch etwas wie einen Erfolg erringe — er wüßte das noch besser wie Berndt zu beurteilen, denn hinter ihm läge jene dreißigjährige Bühnenlaufbahn, und ohne einer Ueberhebung sich schuldig zu machen, könne er doch immerhin von sich behaupten, daß auch er etwas geleistet habe. . .

Berndt hörte ihm nicht zu, er sah mit sich beschäftigt. Stord sprach, ohne auf eine Antwort zu warten, weiter, er hätte manchen Triumph der Kunst zu verdanken, doch seine Gesundheit hätte er zum guten Teil bei der Bühne eingebüßt, und sofort begann er das Gesicht zu verziehen und zu hüpfeln. Berndt merkte, daß er sich zum Hüpfeln erst reizen mußte und daß es überhaupt unnatürlich klang. Berndt memorierte die Rede, die er dem ehemaligen Schauspieler halten wollte, aber er fand den Anfang nicht, und so geriet Mitte und Ende in Verwirrung. Dabei sah er Stord hilflos an.

Der einstige Mime kam jetzt auf die zweite Mißsal sein. Lebens, sein ihm durch Erbschaft zugefallenes Haus, dessen Zinsergebnis ihm sein Rentierleben überhaupt ermöglichte. Er klagte über die Kosten der immerwährenden Reparaturen und die stets sich steigende Ansprüche der Mieter. Er habe so gut wie nicht vom Leben, nur Arbeit und Schererei. Er wünschte laut sein früheres ungebundenes Künstlerleben zurück, und dabei lag in seinen Augen ein Schein theaterhafter Wehmut, wie sie auf der Bühne der Vater markiert, wenn er die Tochter dem Bräutigam gibt: „Es geht mir nahe, doch es kann nicht anders sein!“

Als Stord endlich sein Herz erleichtert hatte, und seine Augen auf das hilflose Gesicht seines Gastes gefallen waren, brach er mit einem Ruck ab und lud Berndt ein zu einer Tasse Kaffee. Er erhob sich und wollte die Tür öffnen. Jetzt mußte es sein! „Einen Augenblick, Herr Stord,“ jagte er schnell, als fürchte er den Mut zu verlieren, „ich komme mit einer Bitte!“

Sofort nahm Stord Platz. Er war ganz gespannte Aufmerksamkeit und Lebenswürdigkeit. „Wenn ich Ihrem Wunsch entsprechen kann, mein lieber Freund, dann ist es ja ganz selbstverständlich. So weit meine schwachen Kräfte es möglich machen. . .“ sagte er und machte eine bescheidene Handbewegung.

Berndt begann stotternd und mit trockener Stimme. Es wäre ihm sehr peinlich, sich an Stord wenden zu müssen, er habe es aber tun zu dürfen geglaubt, weil sie doch schon jahrelang miteinander befreundet wären. In der letzten Zeit habe ihn das Mißgeschick verfolgt, seine Frau liege schon seit längerer Zeit an einer Bauchfestenentzündung — hier zog Stord bedauernd die Augenbrauen empor — er selbst sei infolgedessen in seinen Arbeiten behindert worden, ein Verleger sei ihm gegenüber kontaktsüchtig geworden, er müsse ihn auf eine beträchtliche Summe verklagen — kurz er bäte ihm um ein Darlehn von zweihundert Mark, das er ihm in längstens drei Monaten zurückzahlen würde.

Die Augenbrauen des einstigen Mimen waren noch immer auf derselben Höhe, und der Zug scharflichen Bedauerns war noch größer geworden. Ein sanftes Kopfwiegen deutete außerdem noch die Anteilnahme an. Stord sprach nicht, sah auch nicht auf Berndt, sondern starrte vor sich hin, wie in fremdes Leid versunken. Berndt begann noch einmal, diesmal sprach er kürzer und bewegter. Er verpflichtete sich, das Darlehn in kürzester Zeit zurückzuerstatten, es sei jetzt nur die prekäre Lage, wo alles Schlimme zusammen käme.

Aus Stords Kopfwiegen wurde ein allmählich immer stärkeres Kopfschütteln. „Daß Sie sich an mich wenden, lieber Freund, freut und ehrt mich. Und ich würde, wenn es in meinen Kräften steh, Ihnen helfen, aber ich kann nicht und — ich mag nicht. Was mich das Haus an Geld und Aufregung kostet, sagte ich Ihnen schon. Wie meine Gesundheit darunter leidet, sehen Sie selbst.“ Stord hüpfelte, „mein Arzt wollte mich an die Riviera schicken, denken Sie nur! Der Mensch hält mich für reich, ich bitte Sie. Ich komme gerade durch, ohne Not zu leiden. Und die vielen Verpflichtungen, mein lieber Freund, die ich habe. Die Anforderungen, die Frau und Kinder stellen! Und dann, gewiß, Freunde sollen einander helfen, wozu gäbe es denn eine Freundschaft? Aber Geldverhältnisse sollen nie zwischen zwei Freunden treten. Das entzweit, das stört die Freundschaft. Ich zweifle nicht an Ihrem guten Willen, mir das Geld zurückzugeben, aber es kann doch geschehen, daß Sie durch irgend etwas gehindert werden, nicht wahr? Und dann ist's mit unserer Freundschaft zu Ende, und das wäre doch schädel!“

Berndt erhob sich ohne ein Wort, legte für einen Augenblick seine Hand in die hingestreckte Stords, der ihm Grüße an die trante Frau auftrag und baldige Besserung wünschte, nahm den Hut und ging. Auf der letzten Treppe lachte er mit einem Mal und unwi. türlich auf: „Freundschaft!“ —

Theater.

Keines Theater. Ghetto. Trauerspiel in drei Aufzügen von Hermann Hehremans. — Dies ältere Stück zeigt in seiner dramatischen Struktur bei aller Verschiedenheit der sozialen Sphäre einen unüberwindbaren Parallelismus zum „Panzer“, dem neuesten, leiblich von der „Freien Volksbühne“ aufgeführten Werke Hehremans. In beiden erscheint die Tendenz als das treibende Element, aus dem heraus die Handlung und die Kontrastierung der Personen gefunden ist. Sie richtet sich im „Panzer“ wider den allmächtigen Militarismus, im Ghetto gegen den altgläubig jüdischen Kastengeist, der hier und da in einzelnen Kreisen von Hehremans Stammesgenossen, ein Rudiment vergangener Zeiten, mit zäher Kraft sich forterhält. Das Aufeinanderprallen freierer menschlich aufgeklärten Denkart mit der ideenlosen, auf bloße Autorität gestützten Tradition bildet den Inhalt der Handlung, und die gegensätzlichen Standpunkte sind hier wie dort in gleicher Weise auf Väter und Söhne verteilt. Die Söhne, im „Panzer“ der Sekondeleutnant Stamm, im „Ghetto“ der junge Rafael, werden, indem sie das Recht, nach ihrer Ueberzeugung zu leben, für sich verlangen, zum offenen Bruch mit dem väterlichen Willen, zum Bruch mit der Familie getrieben. Noch weiter geht die Aehnlichkeit in der Struktur; wie der zweite Akt des „Panzers“ in der prinzipiellen Auseinandersetzung des rebellischen Leutnants mit dem alten Stamm und den hinzugezogenen Hauptleuten, so gipfelt auch vollkommen parallel der Mittelpunkt des „Ghetto“ in dem freigeistigen Bekenntnis, das Rafael in dem Gespräche mit dem alten Sachel und dem zur Hilfe herbeigeholten wortreichen Rabbiner ablegt.

Aber wenn in dem neueren Stück über das Tendenzlose hinaus durch die eingehende naturalistische Individualisierung des jungen Soldaten, den die ewigen Reibungen zum Neurafteniker gemacht haben, zugleich ein psychologisches Interesse für ihn geweckt und durch ein kluges Arrangement eine bis zum Schlusse reichende Theaterspannung ermöglicht wird, bleibt Rafael, der Held des „Ghetto“, fast ganz im Deklamatorischen stecken, die Handlung schleicht im langsamsten Schneidengang und mündet schließlich in Szenen von erschreckend melodramatischer Unwahrscheinlichkeit. Dazu kommt, daß die Tendenz, die sich gegen ganz partikuläre relativ ungefährliche und dem weiteren Publikum unbekanntere Erscheinungen kehrt, an und für sich hier weniger fesseln kann. Was dann noch bleibt, die stimmungsvolle Schilderung des Milieus im Amsterdamer Judenviertel, die anschauliche Charakteristik des alten blinden tyrannisch-rechtgläubigen Trödlers Sachel, der noch in seiner Blindheit die Kunden pfiffig über's Ohr hat, wie der anderen um ihn herum gruppierten altjüdischen Typen reicht nicht hin, das Drama über Wasser zu halten. Die wesentlichen Züge, die in dieser Schilderung und Charakteristik interessieren, sind größtenteils schon in dem ersten Akt erschöpft, und für den Mangel an Bewegung und Entwicklung kann die breite Ausmalung des Zuständlichen dann weiterhin keinerlei Ersatz schaffen. Um den Konflikt zwischen dem idealistischen Jüngling, der ein Mensch, nicht Jude noch Christ sein will, und dem in schmutziger Habgucht, mißtrauischer Abschließung, trockenem Buchstabendienst verinöckerten Alten zu verschärfen und dem Stück einen Ausgang zu sichern, muß ein Liebeshandel Rafael's mit dem christlichen Dienstmädchen im väterlichen Hause herhalten. Er erklärt zur allgemeinen Empörung, Marons hübsche Tochter Rebekka trotz der dreitausend Gulden, die sie mitbekommt, nicht zu heiraten; Rose, das gute, nur ein bißchen gedankenlose Ding, die ihm in freier Wahl sich hingeeben, soll seine Frau werden. Eigentlich steht dem, als Rafael sich von der Familie losgesagt, auch nichts im Wege. Aber Hehremans, wohl in der ganz richtigen Empfindung, daß eine Duzendehe für ein Aposteltemperament wie Rafael recht übel paßt, fährt mit flammendem Schwerte dazwischen. In dem gedruckten Stücke wird dem Leser zugemutet: er soll glauben, daß Rose auf die bloße Versicherung des alten Lügners Sachel, Rafael, der ihr vor ein paar Stunden noch Liebesidee schwor, wolle nichts mehr von ihr wissen, ohne auch nur den Geliebten abzuwarten, hopfa ins Wasser springt! Für die Aufführung ist der Schluß abgeändert, das heißt, noch mehr verschlechtert worden. Die Verücktheit verdoppelt sich. Rose kommt nämlich, von dem Alten während beschimpft, auf die Idee, ihm zuzuschreien, daß sie, wenn Rafael ihr Mann wird, Jüdin werden und ihre Kinder jüdisch erziehen lassen wolle. Rafael, wie er das hört, erklärt das Mädchen auf einmal als unwürdig seiner Liebe; und im Augenblick ist die Trennung perfekt. „Ich habe Pflichten, große Pflichten, auferlegt von dem Gotte, den ihr nicht kennt, und den die Christen nicht kennen!“

Die ersten Akte wurden vorwiegend mit Beifall aufgenommen, nach dem letzten gab es einen sensationellen Tumult, ein wüstes Durcheinander von Klatschen, Pfeifen, Zischen, Pfuirufen. Die Demonstranten sollen Zionisten gewesen sein, die Anstoß nahmen an der Tendenz des Dramas. Regie und Spiel war alles Lobes wert. Herr Edgar Licho wirkte als Sachel, Ilka Grüning als Esther von Grund auf raschecht. Alfred Abel in der Figur des Aaron, Thurner, in der des Rabbiners, boten scharf umrissene Gestalten. Tilli Nicemann hob die undankbare Rolle des Dienstmädchens durch die schlicht sympathische Art ihrer Darstellung. Lettinger endlich war in dem ersten Akt als Rafael voll seiner Innigkeit, später freilich in dem langen pathetischen Reden verwickelte sich, wie ja kaum anders möglich, dieser Eindruck mehr und mehr. —

Musik.

Der vielbeliebte Roman von Henri Murger vom Jahre 1851, „Scènes de la Bohème“, der die „Bohème“ sozusagen literaturfähig und terminologiefähig gemacht hat, reizt nunmehr immer wieder zur Komponierung. Am meisten Erfolg hat wohl der Italiener Puccini mit seiner Vertonung gehabt (1897). Die Gerabzerrung des zartgewobenen Gebildes auf das Niveau einer als Operette bezeichneten Poesie erlebten wir am vergangenen Sonntagabend im Zentral-Theater. Drei Namen werden als Textverfasser genannt, nur der des ursprünglichen Dichters nicht. Vielleicht spricht sich darin das böse Gewissen aus, daß mit dem ursprünglichen Text unarmherzig umgegangen ist. Der tiefgehende „Welt-humor“ der Dichtung, wenn wir so sagen dürfen, und die rührende Innigkeit, die in einzelnen Gestalten lebt, sind hier verloren, und übrig geblieben ist höchstens die Darstellung einer ungebundenen Lustigkeit. Der erste Akt spielt auf dem Dach eines Ofenfabrikanten und vereinigt hier die lustige Gesellschaft, die ihren verschiedentlichen Einsperrern und dergleichen zu entkommen sucht. Die zwei wunderlieblichen Mädchen des Romans, Musette und Mimi, lassen sich von Adelligen umgarnen, lehren aber am Schlusse des Stückes sehr vergnügt in ihr Milieu zurück.

Henri Herblay, der dies komponiert hat, ist kein Audran oder Jones, schreibt keine Operettendramatik, wohl aber hübsche Stückchen, die uns wenigstens über das Leiermäßige so vieler anderer Operetten hinausheben. Namentlich pflegt er den Typus derjenigen Themen, welche durch rasch perlende Tonreihen wirken und zwischen diesen mit größeren Fermaten oder sonstigen Einschnitten anhalten. Auch ein geschicktes Ensemble in Kanonform und schließlich kräftig aufgebaute Finales erfreuen den Hörer, der sich durch die zerrissene Overtüre nicht hat abschrecken lassen und auf eine Wiederherstellung der ursprünglichen Poesie durch den Komponisten nicht rechnet.

„Musette“ ist der Titel des Stückes, da dieser Figur besonders viel Aufmerksamkeit geschenkt ist. In der Aufführung war diese Hauptrolle einem Gast aus Budapest anvertraut: Klara von Kürb. Das ergab nicht nur aufdringlichen Beifall und Aufwiebung von Blumen in den ungläublichsten Arrangements, sondern auch eine Verhinderung des Publikums an seinem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht. Doch gab es noch soviel zweiseitige Vernunft, daß Mia Werber in der Rolle der Mimi die ihrem wirklich kunstvollen Spiel gebührende Anerkennung fand. Wenn wir gegen diese große Künstlerin manchmal ein skeptisches Wort hatten: was soll man dann zu der theatralischen Künstlichkeit und Falschfingerei des Gastes sagen?!

Die alte Garde des Zentral-Theaters tat im ganzen wiederum so viel Gutes, daß abermals der Mangel größerer künstlerischer Aufgaben für diese Kräfte bedauert werden kann. Dem Gebrauche gegenüber, bei der Nennung von Schauspielernamen die Auswahl nach den Hauptrollen zu richten, möchten wir das Beispiel von Hedwig Worchel herausgreifen, die sich in einer Nebenrolle gut präsentierte, und möchten den übrigen gegenüber mit einer Gesamtreue schließen. —

52.

Notizen.

— Der „Sommernachtstraum“ wird im Schauspielhause neu einstudiert und gelangt im Januar zur Aufführung. An derselben Bühne erlebt — ebenfalls im Januar — Gustav Kenners fünfaktige Tragödie „Merlin“ die Uraufführung. —

— Großen Erfolg hatten: Sudermans „Stein unter Steinen“ im Wiener Burgtheater, „Flauto solo“, eine neue einaktige Oper von Eugen d'Albert im Neuen deutschen Theater in Prag. —

— Die Romische Oper soll am Sonnabend, den 18. November, mit „Hoffmanns Erzählungen“ eröffnet werden. —

— Bei dem Preisausschreiben um Einlieferung von Plänen für einen Waisenhaus-Neubau in Kolmar erhielten unter 134 Bewerbern die Architekten Graf und Källe in Stuttgart den ersten Preis (2000 M.), Stadtbaumeister L. Grünwald-Strasbourg den zweiten Preis (1000 M.) und H. Stimpf, Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt, den dritten Preis (500 M.). —

c. Künstliche Nester. Aus Genf wird berichtet: Vor anderthalb Jahren hat die Gemeinde Orbe im Kanton Waadt im ganzen Bezirk künstliche Nester in den Bäumen anbringen lassen, um insektenfressende Vögel zu schützen und zu erhalten. Die Nester der Bäume wurden mit scharfen Nägeln versehen, damit die Feinde der Vögel nicht zu den Nestern gelangen konnten. Amseln und Drosseln bedienten sich zuerst der künstlichen Nester; aber auch andere Vögel folgten bald ihrem Beispiel. Die Nester sind genau den natürlichen nachgeahmt, und ein Schweizer Naturforscher leitet diese neue Industrie, die ganz in den Händen von Frauen liegt. —

— Die neue Basler Rheinbrücke ist dem Verkehr übergeben worden. Sie ist aus Granit erbaut. Ihre Länge beträgt 195 Meter, ihre nutzbare Breite 18 Meter. Sie ruht auf sieben gewaltigen Pfeilern, von denen fünf im Flußbett gegründet sind. Die Lichtweiten zwischen den Pfeilern betragen 28 Meter in der Mitte, 24 1/2 Meter an den Enden der Brücke. —